

## = Kapitel 7 =

### „Ist das nicht herrlich?“

Lieber Leser, nun will ich Dir etwas Herrliches erzählen, was wir dort unten im Land der trostlosen Verzweiflung erlebten!

Der Anfang, die Einleitung dazu, ist freilich weniger herrlich.

Am nächsten Morgen, das prächtige Wetter hielt an, ließ ich meine Jungens einmal schießen, nach einer an Land aufgebauten Scheibe.

Na, was diese Matrosen, wenn sie nicht in der Kriegsmarine gedient haben, zusammenschießen!

Was die armen zur Ausbildung der Rekruten kommandierten Bootsmannsmaate und die Exerziermeister von der Infanterie dann mit diesen Matrosen durchzumachen haben, sobald es ans Schießen geht!

Das macht nämlich: alle Seeleute sind überreichlich weitsichtig, ebenso wie alle Wüsten- und Gebirgsbewohner.

Die unübertreffliche Schießkunst der Schweizer und Tiroler in der Gesamtheit ist bekannt. Die stellen ihr weitsichtiges Auge nach und nach durch die Erfahrung ein, die haben doch immer Berge zum Abmessen. Der Beduine lehrt es dem Sohne. Aber wer lehrt es dem Matrosen? Das kann nur der Unteroffizier machen oder bei Gelegenheit so einer wie ich.

Dann übernahm einer, der das englische Marinegewehr kannte, die Instruktion über die Waffe, zeigte, wie alles auseinandergenommen wird, dann war Gewehrputzen.

„Könnt Ihr nicht singen, Jungens?“ fragte die Patrona. „Beim Gewehrputzen muß doch gesungen werden. Singt mal ein Seemannslied.“

Die Matrosen flüsterten zusammen, und dann begannen sie, so recht schön gedehnt, dabei zur Patronin schielend:

*Schieflein, Schieflein, Schieflein auf hooohem Meer,  
Schaukle, schaukle, schaukle egal mehr—*

Jetzt fingen die schon mit ihrem Matrosenhohn an!

„Kinder, das ist aber doch kein echtes Seemannslied!“ merkte das auch die Patrona sofort. „Das singen vielleicht Süßwasserkarpfen, die sich einmal nach etwas Salz sehnen, aber doch keine Salzheringe. Könnt Ihr denn nichts anderes?“

Erst verdrossene Gesichter, dann begann einer ein richtiges Seemannslied, da stimmten sie alle auch freudig ein:

*Un wenn ick dann nach Hamborg komm,  
Da weet ick wat ick dau,  
For fief Penn da koop ick mir een*

*An der Eck von de Davidstraat  
Oreh, oreh, oreh, oreh, oreh, oreh,  
For fief Penn da koop ick mir een  
An der Eck von de Davidstraat.  
In Hamborg in St. Pauli  
Da geiht dat lustik dau—*

„Na nun hört mal auf damit!“ lachte die Patronin, und dann wandte sie sich an mich.

„War das ein sogenannter Shandy?“

„Nein, das war keiner.“

„Was ist denn das nur eigentlich, ein Shandy?“

„Ja, ein Shandy ist, was—was—was eben nur Matrosen singen können. Bei ihrer Arbeit, beim Segelreffen.“

„Kapitän Martin hat den Matrosen streng verboten, Shandys zu singen.“

„Das glaube ich schon!“ mußte ich lachen.

„Ja warum denn nur?“

„Weil—weil—weil—“

„Aber ich habe die Matrosen im Hamburger Hafen so oft ihre Shandys singen hören, beim Ankerheben.“

„Das glaube ich schon. Aber haben Sie auch die Worte verstanden?“

„Nein, das allerdings nicht. Ist es denn nur gar so schlimm?“

Ja, wie sollte ich da eine Auskunft geben.

Was ist überhaupt ein Shandy?

Ich weiß es nicht. Es sind Matrosengesänge, allen germanischen Seeleuten eigentümlich, gleichgültig, ob sie deutsch, englisch, schwedisch, dänisch oder holländisch gesungen werden. Das Eigentümliche liegt in der Melodie. Unbeschreiblich. Auch nicht durch Noten wiederzugeben.

Ich will hier einmal einen Shandy in Hochdeutsch anführen, den aber kein Seemann kennt. Es war ein Versuch, den fürchterlichen Shandy in andere Bahnen zu lenken, ihm doch wenigstens etwas Sinn zu geben.

*Stolz weht Schwarz–Weiß–Rot an unsrem Heck,  
Sing vallerä ho, ho, ho, ho.  
Drum segeln wir selbst übern Teufel hinweg,  
Sing vallerä ho, ho, ho, ho, ho, ho.  
Sing vallerä ho, sing vallerä ho,  
Sing vallerä ho, ho, ho, ho.  
Drum lieb‘n den Matrosen die Mädchen so heiß,  
Sing vallerä ho, ho, ho, ho.  
Ob schwarz ihre Haut, ob rot oder weiß—,*

Und so weiter.

Das Ding ist ganz hübsch gemacht.

Nur schade, daß es kein Matrose singen will.

Denn dieser Shandy ist nicht echt, der ist künstlich gemacht worden, obgleich es die Melodie eines echten Shandys ist.

Aber die kann man ja hier nicht wiedergeben, und das geht überhaupt auch durch Noten nicht, auf keinem Instrument.

Der Tiroler hat sein Jodeln, und das muß man von Tirolern hören.

Auch der Seemann hat sein Jodeln, aber wieder ein ganz, ganz anderes. Er läßt die Stimme ebenfalls fortwährend überschnappen, aber wieder in ganz anderer Weise, es kommt immer ein Jauchzen dazwischen.

Es klingt fürchterlich!

Furchtbar scheußlich in geschlossenem Raume, und furchtbar prächtig dann, wenn der Shandy gesungen wird, wenn es darauf ankommt, wozu er eben dient.

Das muß man hören, wenn die Kerls oben auf den Rahen stehen, im Sturm, wenn sie die Segel bändigen, und die wollen sich nicht bändigen lassen, und dann brüllt der Kapitän unten: „All Shandy, Boys!!“ —und dann geht es dort oben taktmäßig los, brüllend, donnernd, jauchzend—und unten steckt alles die Finger in den Mund und pfeift dazu den Takt—so etwas kann man nur erleben!

Ich weiß, woher der Shandy stammt. Ich ahne es wenigstens.

Das ist noch ein altgermanischer Barritt!

Der Schlachtgesang, den die alten Germanen in ihre Schilder brüllten, wenn sie auf den Feind losgingen—der Barritt, den Tacitus nicht schrecklich genug beschreiben kann.—

„Lassen Sie sie doch einmal einen Shandy singen!“ bat mich die Patronin. „Es kann doch nicht so furchtbar sein. Ich gehöre doch mit zum Schiffe, ich kann schon etwas vertragen. Ich will einmal einen echten Shandy hören.“

„Na, da singt mal einen, Boys. Aber nicht gerade einen so granatjen.“

„Schäll wi?“ wurde geschmunzelt.

„Na ja, los!“

Und da mit einem Male verwandelten sich die bisher verdrießlichen oder spöttischen oder listigen Gesichter, da mit einem Male wurden sie alle ernst, sogar finster, drohend, die Augen nahmen einen ganz anderen Ausdruck an—und dann ging es los!

Die erste Strophe von jedem Verse wird vom Vorsänger gesungen. Wer das ist, das ist—höhere Inspiration, möchte man fast sagen. Irgend einer fängt plötzlich an, die anderen wissen es, ohne es ausgemacht zu haben. Dann fällt der Chor jauchzend ein. Jeder Shandy beginnt mit einem „Und“ —wie in der Bibel—lang, lang ausgedehnt.

Also da hub einer an:

*Uuuuund häst Du dee Lübecker Anna nich seehn—*

Und brüllend und jauchzend fiel der aus 40 Mann bestehende Chor ein:

*Sing vallerä ho, ho, ho, ho.  
Deeeee hädd 'n gewaltig—*

„Hö, hö, hö, hö !!“ fing aber jetzt ich zu brüllen an, tödlich erschrocken, mit entsprechenden Armbewegungen herbeispringend. „Stop, stop, stop, stop!! Kerls, seid Ihr denn wahnsinnig?!“

Da brachen sie ab, selbst erschrocken. So blickten sie zu der Dame, zu der Patronin hin.

Verstehst Du denn, lieber Leser, was hier vorliegt?

Das läßt sich mit Worten gar nicht erklären.

Hier liegt ein psychologisches Geheimnis vor!

Man sage nur nicht etwa, daß die Matrosen rohe, gotteslästerliche, unflätige Menschen wären.

Ich kenne sie besser. Gerade das Gegenteil ist der Fall.

Aber verlange nur nicht, daß der Matrose, wenn er sich in schwindelnder Höhe mit wilden Segeln herumbalgt, Kirchenhymnen dazu singt.

Und die Sache ist nämlich die, daß jeder in der Welt, der singen kann, das besingt, was er nicht hat, wonach er sich sehnt.

Das macht überhaupt die ganze Dichtkunst aus. Nur die Geliebte inspiriert den Dichter—hat er nichts mehr zu ersehnen, dann ist's mit der Singerei vorbei. Deshalb schließen auch fast alle Romane mit der Heirat. dann ist Zapfen ab. Und so ist's allüberall in der Welt. Gebt dem Kanarienvogel ein Weibchen in den Käfig und er hört auf zu singen.

„Ja, was war denn?“ fragte die Patronin verwundert. „Warum lassen Sie die Matrosen denn nicht weiter singen?“

Ach Gott, die hatte in ihrer Unschuld noch nicht verstanden, jetzt wollte die auch noch Aufklärung haben!

Mit einem Male wandte sie sich jäh um, schlenkerte mit den Fingern, daß es knallte, und ging schnell davon.

Der kleine Zwischenfall war beendet. Ich ließ meine Matrosen aber keine Shandys mehr singen, nicht an Land, nicht beim Gewehrputzen.

Das war natürlich nicht das Herrliche, worauf ich in der Kapitelüberschrift vorbereitete. Aber die Einleitung dazu war es doch gewesen.—

Gleich darauf marschierten wir ab: die Patrona, ich, Peitschenmüller, Mister Tabak und Simson. Wir wollten eine Expedition ins Innere machen, würden wahrscheinlich einige Tage ausbleiben.

Simson war ein Neger, einer von den „Exklikusen“, der deshalb so hieß, weil er eben ein Simson war, ein riesenhafter Herkules. Dafür mußte er aber auch das zusammengelegte Boot aus Segeltuch tragen, doch ein ziemliches Gewicht, und sogar noch anderes mehr, was für den aber gar nichts zu sagen hatte. Es war ein professioneller, sogar geborener Lastträger.

Wir anderen hatten die übliche Jagdausrüstung, in der Jagdtasche kompakte Nahrungsmittel für vier Tage, auf dem Rücken einen kleinen Schlauch—aber aus Leder—mit je sechs Litern Inhalt. Mit Ausnahme Mister Tabaks. Der Eskimo hatte heute einmal seine Badehose mit einem Sportkostüm vertauscht, in dem er mir erst recht merkwürdig vorkam, sonst aber hatte er nichts weiter bei sich als zwischen den Zähnen die qualmende Fuhrmannspfeife. Allerdings hatte auch er sich verproviantiert, aber gleich im Magen, hatte zum Frühstück seine fünf Pfund Speck verzehrt.

„Hier ist Ihr Wasserschlauch.“

„Ach, ich nehme kein Wasser mit. Was Sie mitschleppen, das wird auch schon für mich reichen.“

So hing er sich an den Gürtel nur noch eine Fischblase, zwei Pfund Tabak enthaltend, wie eine Bombe aussehend. Aber das wurde ihm auch noch zuviel.

„Seht mal, wie sich Simson freut, daß er wieder mal was tragen kann, wie der tänzelt!“ sagte er gleich nach den ersten Schritten. „Na, die Freude will ich Dir machen—hier, mein lieber Simson, Du darfst meinen Tabakbeutel tragen—da bin ich nicht so.“

„Na, Jungens,“ rief die Patronin, als wir abrückten, „wenn wir wiederkommen, dann könnt Ihr mir vielleicht was anderes vorsingen.“

„Ay, ay, Capitana!“ lachte Oskar der Segelmacher zurück.

Ich habe über unsere Expedition, die nach Südwesten führte, nicht viel zu berichten.

Eben ein nacktes, fürchterlich zerrissenes Felsengebiet, durchzogen von zahllosen Wasserkanälen, manchmal so schmal, daß wir darüberspringen konnten, manchmal breit genug, um einige große Dampfer nebeneinander durchzulassen.

Langsam, ganz langsam kamen wir vorwärts. Fortwährend mußte das Segeltuchboot benutzt werden.

Ich will nur eine einzige Unterhaltung wiedergeben, und zwar eine, die Mister Tabak mit mir begann. Der Eskimo konnte überhaupt bei Gelegenheit sehr redselig werden.

„Gibt es hier Pferde?“ wandte er sich also an mich.

„Nein. Wie sollen die denn hier fortkommen?“

„Es gibt hier aber doch auch Weideland.“

„Ja, das ist hier aber im Winter viel zu kalt, auch für wilde Pferde, so abgehärtet die auch sein mögen!“

„Ich habe aber gehört, daß es in Patagonien sehr schöne Pferde geben soll.“

„In Patagonien, ja. Das ist aber jenseits der Straße. Und dann doch mehr nach Norden hinauf, also wo es schon wieder etwas wärmer ist im Winter.“

„Es sollen sehr, sehr schöne Pferde sein.“

„Ja, die patagonischen Pferde sind berühmt. Wunderbare Schweife und Mähnen, auch sonst eine sehr dichte, prächtige Behaarung. Es ist eben schon mehr ein Pelz für den Winter. Aber sie sollen sich sehr schwer zähmen lassen. So schwer wie das afrikanische Zebra, wenn da auch einmal Ausnahmen vorkommen.“

„Sind es sehr große Tiere?“

„Das allerdings weiß ich nicht.“

„Haben Sie in Deutschland schöne Pferde?“

„Gewiß.“

„Große, starke Tiere?“

„Alle Sorten.“

„Auch solche dicken Holländer?“

„Jawohl, auch.“

„Die sind mir die liebsten. Wenn ich solch einen mächtigen, dicken Holländer sehe, da kann ich mich begeistern.“

„Sind Sie so ein großer Pferdliebhaber, Mister Kabat?“

„Na und ob! Wenn ich einmal träume, dann träume ich nur von Pferden.“

„Reiten Sie gern?“

„Ich? Nee. Ich bin noch nie auf einem Pferd gesessen.“

„Wie kommt es denn dann, daß Sie ein so großer Pferdliebhaber sind?“

„Ja, ich weiß selbst nicht—wenn ich so ein recht schönes, edles Pferd sehe, da—da—da wird mir immer gleich ganz anders.“

Da wandte sich die vor uns gehende Patronin lachend um.

„Irren Sie sich nur nicht, Herr Waffenmeister—der interessiert sich und schwärmt nur für Pferde, weil er sie so gern ißt! Er ist ein Liebhaber von Pferdefleisch!“

Ach soo!!

„Ja,“ setzte dieser Pferdliebhaber auch noch erklärend hinzu, „wenn ich so ein recht schönes, edles, dickes, gut durchwachsenes Pferd sehe, dann, dann, dann—läuft mir immer gleich das Wasser im Maule zusammen. Rippenstück ist mir beim Pferd das liebste. Das esse ich fast so gern wie Froschkeulchen. Und

dann hinten der Steert und vorn die Schnauze. Wenn die Patrona vielleicht auch nüber nach Patagonien geht, will ich sehen, ob ich so einen Gaul totschmeißen kann. dann will ich Ihnen mal einen Pferdemaulsalat vorsetzen—einen Pferdemaulsalat, sage ich Ihnen—“

Und Mister Tabak schnalzte und leckte mit der Zunge.

Am Abend wurde zwischen Felsblöcken gelagert. Als über uns weg eine Wildente flog, vielleicht in einer Höhe von 40 Metern, bückte sich der Eskimo, nahm einen walnußgroßen Stein, warf—und die Ente kam herab, mit zerschmettertem Brustkasten.

Es war mir nichts Neues. Ich hatte nun schon oft genug gesehen, wie er Möven im schnellsten Fluge traf. Aber immer wieder mußte ich staunen. Wie er so nachlässig den Stein aufhob, wie er warf, dabei mit der linken Hand seine Pfeife nachstopfend—es war nicht anders, als wenn unsereiner so die Zigarrenasche abschnippt.

Es war ein großes, schweres, überaus fettes Tier. Wir hatten einen Apparat und genügend Spiritus mit uns. Aber mit dem Braten, mit dem Rösten über der Flamme war es doch nichts. Und außerdem war das Tier so fett und von furchtbar tranigem Geschmack!

Nun, desto besser für Mister Tabak. Der verdrückte die ganze Ente sozusagen im Handumdrehen.

Am nächsten Morgen, sobald die Sonne aufging, gegen fünf Uhr, wurde die Wanderung fortgesetzt, immer noch in der Hauptrichtung nach Südwesten.

Daß wir die Goldbucht etwa so zufällig finden würden, daran glaubte die Patronin ja nicht, sie sagte es mir auch einmal bei Gelegenheit. Aber es war ganz gut, wenn wir uns hier schon etwas umsahen.

Immer noch ein prächtiger Tag. Wir hatten es hier einmal gut getroffen.

Es war gegen acht Uhr, wir dachten an das zweite Frühstück, als der vorausgehende Peitschenmüller, der gerade durch zwei hohe, nahe zusammengerückte Felsblöcke getreten war, plötzlich stehen blieb und die Hände hob.

„Allmächtiger Gott!!“

Wenn dieser Mann erschrak oder nur so staunte, dann mußte es gewiß einen ganz besonderen Grund haben!

Erblickte er etwa unter sich in einer Wasserbucht den Schatz des Bukaniers?

Die Patronin sprang vor, ich ihr nach—und da standen auch wir vor Stauen, nein vor Schreck ganz gelähmt da!

Nein, kein Goldschatz war es, den wir erblickten.

Ein Schatz allerdings war es vielleicht dennoch, den wir da gefunden hatten. Vielleicht auch nicht.

Da lag zwischen zackigen Steinen gebettet, nur von wenig Wasser umspült, ein mächtiger Dampfer!

Ein Wrack! Aber kaum als solches gekennzeichnet. Ganz aufrecht gebettet, wie im Dock. Daß auf Steuerbordseite die Eisenplanken eingedrückt waren, das war von hier aus nicht zu sehen.

Nur die beiden Masten waren am Fuße abgesplittert.

Aber überhaupt ein Wrack schon dadurch, daß er zwischen den Steinen lag, nur noch mit dem Kiel im Wasser. Wenn man bei solchen Eisenkästen, die mehr die Form eines Backtrogens haben, um möglichst viel Ladung nehmen zu können, überhaupt noch von einem Kiele sprechen darf.

Es sieht scheußlich aus, solch ein großer Dampfer auf dem Trockenen. Ja, nicht nur traurig, scheußlich!

Wer so etwas noch nicht gesehen hat, dem kann man es auch nicht beschreiben, weshalb.

Ein gestrandeter großer Walfisch sieht traurig aus. Ein vollkommen aufs Trockene gesetztes großes Schiff, womöglich so aufrecht wie hier, macht einen noch viel, viel niederschlagenderen Eindruck auf den, der für so etwas Empfindung hat.

Es war ein Dampfer von wenigstens 4000 Tonnen. Das ist so die normale Größe der Ozeanfrachtdampfer. Und wie sich hinten die gewaltige, scheinbar ganz unbeschädigte Schraube herausreckte! Tot! Noch viel mehr als tot! Der gestrandete Walfisch erfüllt noch immer seinen Zweck. Aber dieser Dampfer hier hatte seinen Zweck so total verfehlt, auch dieses Wrack brachte noch immer Jammer über Jammer in die Welt, vielleicht weinende Witwen und Waisen, mindestens furchtbare Enttäuschungen.

Genug! Wir hatten jetzt überhaupt keine Zeit, solche Überlegungen anzustellen.

„ARKADIA—Aberdeen!“ las ich am Heck.

Also ein Engländer.

Er lag dicht hinter den Felsen, hinter denen wir hervorgekommen waren, kaum 20 Schritt von uns entfernt, wir brauchten nur über die Steine zu balancieren.

Wie hatte sich denn dieser Riesenkasten hier hereingequetscht?! Er konnte doch nicht meilenweit über Land geschusselt sein.

Na, davon erst mal abgesehen, da kann in solchen Gebieten, die weder Land noch Wasser sind, noch ganz anderes passieren, diese Frage wollen wir später aufwerfen.

Nichts Lebendiges. Von den sechs Booten fehlten vier, sie waren mit den Davits offenbar regelrecht ausgeschwungen worden.

Alles so schrecklich und doch so friedlich im goldenen Morgensonnenschein.

Und da—da plötzlich erschollen Töne!

Töne, wie ich sie nie wieder gehört habe.

Wenigstens nicht in solch einer Situation, in solch einer Stimmung.

Bald glaubte ich ein Harmonium zu hören, dann war es unbedingt wieder ein Klavier, dann schwoll es mächtig wie eine Orgel an, dann klagte es wieder wie ein Violoncello, und dann hörte ich wieder ganz deutlich eine Harfe.

Und das rauschte und sang und weinte—jetzt mit mächtigem Klange, jetzt wieder leis und süß.

Ich bin nicht musikalisch. Empfänglich wohl für Musik, sehr sogar, aber nicht selbst musikalisch. Ich pfeife sogar immer daneben.

Ich will es gleich sagen: Es war eine Bachsche Fuge, gespielt von Meisterhand auf einem Clavicembalo—einem Instrument, das man jetzt wieder aus der Rumpelkammer hervorholt und sich staunend fragt, wie man solch eine Schönheit jemals vergessen konnte. Doch davon später mehr.

„Waffenmeister,“ flüsterte da die Patronin ganz entgeistert, „was ist denn das?!“

Ich konnte keine Auskunft geben, ich war nicht weniger entgeistert. Ich gehörte nicht mehr dieser Erde an. Ich war plötzlich in den siebenten Himmel entrückt. Und sogar Mister Tabak—der hatte sogar seine Pfeife aus den Zähnen genommen, um dafür sein Maul recht weit aufsperrern zu können, als höre er mit diesem—obgleich seine Elefantenoehren groß genug waren.

Er war aber auch der einzige, der uns Auskunft geben konnte.

„Da macht jemand Musike.“

Na, nun wußten wir's endlich.

Also vorwärts, über die Steine balanciert!

Die „Musike“ kam offenbar aus den offenen Bollaugen des Kajütenaufbaues heraus. Da konnten wir nicht hineinblicken, das war zu hoch.

Ein Fallreep hing herab, wir kletterten hinauf. Die Töne währten fort. Leise öffneten wir die Kajütentür.

Ach, dieser Anblick, verstärkt noch durch den Sonnenschein, der von oben durch das Skylight hereinfiel. Die Sonnenstrahlen gaben die goldene Umrahmung ab.

In der Ecke stand ein Klavier, langgestreckt wie ein Flügel, aber doch wieder ganz anders, und davor saß, vom Sonnenlicht umflossen, uns die Seite zukehrend, ein kleines, buckliges Männchen in einem hartmitgenommenen Schlafrock, elegant mit Fetträndern garniert, die Füße in Fragmenten von Filzpantoffeln, die Strümpfe hackenlos—und spielte.

### Illustration

Und es rauschte und jubelte und klagte und jauchzte und weinte unter seinen geläufigen Fingern, und dann kam der Schluß, noch einmal mächtig anschwellend und dann süß und leise endend, und dann drehte der kleine Bucklige sein Gesicht zu uns herum, die wir schon mitten in der Kajüte standen, ein blasses, hageres, elendes Gesicht mit großen, braunen, schönen, mächtigen Augen, und mit einem sanften Lächeln sagte er zu uns:

„Ist das nicht herrlich? So etwas hat doch nur ein Johann Sebastian Bach schaffen können.“

Leser, kannst Du Dich in diese Situation versetzen?

Hier im Südzipfel Amerikas, im trostlosen Feuerlande, im Lande der Verzweiflung, dessen Bewohner ihr höchstes Ideal in Talglichtern sehen—finden wir ein verlassenes Wrack, da drin wird eine Bachsche Fuge gespielt, von einem buckligen Männchen im Schlafrock und Pantoffeln, es dreht sich um und fragt und ganz gemütlich: „Ist das nicht herrlich?“

Dann kam freilich die Reaktion. Aber noch immer nicht so, wie sie eigentlich kommen hätte müssen.

Er stand auf, griff sich erst an den Hals, versuchte sein offenes Hemd zu schließen, was ihm nicht gelang, weil kein Knopf dran war, versuchte mit der anderen Hand gleichzeitig seinen Schlafrock zu schließen, an dem aber ebenfalls weder Knopf noch Heftel noch Band war, so hielt er wenigstens alles krampfhaft fest, außerdem versuchte er noch abwechselnd seine Füße einen hinter dem anderen zu verstecken, wegen der Löcher in den Strümpfen, und so sagte er mit errötender Beschämtheit, sagte es wie vorhin deutsch:

„Ach entschuldigen Sie nur, ich bin noch nicht angezogen.“

Aber nicht etwa, daß wir darüber lachten oder doch eine Komik empfunden hätten! Durchaus nicht. Wir waren noch in ganz anderer Stimmung.

„Ja wer sind Sie denn?!“ fand zuerst die Patronin die Sprache.

„Hämmerlein ist mein Name—Reinhold Hämmerlein—Emil Gustav Reinhold Hämmerlein aus Amsterdam.“

Ich will es nicht ausführlich schildern, wie sich die Sache weiter entwickelte, bis er seine Verlegenheit überwunden hatte. Dann konnte er auch ganz fließend sprechen und sachlich berichten, der kleine bucklige Mann, dessen Alter gar nicht zu taxieren war. Entweder war es das faltige Gesicht eines kranken Kindes, oder das jugendliche Antlitz eines Greises. Aber nun diese Augen! Das wa-



ren echte Kinderaugen. Und sie erzählten noch viel, viel mehr. Ihr Besitzer gehörte nicht dieser Erde an, der lebte in seiner Welt für sich, schon hier im Himmel.

Vor elf Wochen hatte der Dampfer die Magalhaesstraße passiert. Am Nachmittag war Springflut gewesen, die sich aber in dieser Meerestraße erst einige Stunden später bemerkbar macht, und zwar kommt die gewaltige Strömung dann von beiden Seiten hereingeschossen. Am Abend undurchdringlicher Nebel bei furchtbarer See.

Ja, was soll man da machen bei solchem Nebel in einem Gebiet, von dem man nur eine schmale Fahrstraße kennt? Stillliegen kann der Dampfer nicht, sonst ist er ja gar nicht zu steuern. Kapitän Scammy ließ Viertelkraft fahren und ununterbrochen loten. Es war seine Pflicht, aber Zweck hatte es nicht. Bei solcher See, wenn die Wogen so toben, da ist schwer zu loten, die wahre Tiefe zu ergründen, da kann man sich gleich einmal um hundert Meter täuschen, und der mit dem eingetalgten Lot heraufgeholt Meeresgrund sagte nichts, den kennt man hier nicht außerhalb der Fahrstraße.

Rechtsvoraus donnerte eine Brandung. Stimimte, das waren die Kaskassiariffe. Also mehr nach Backbord gehalten.

Aber dabei befand sich der Dampfer schon ganz am Südrand der Straße, das war die Brandung in einem südlichen Kanal! Der Kapitän konnte es nicht wissen. Also immer weiter in die südlichen Straßen hinein, mitten hinein zwischen die Klippen und Riffe!

Da ein Knirschen des Kiels. noch einmal freigekommen, die Brandung, furchtbar verstärkt von der Springflut, schleuderte den Dampfer noch einmal vorwärts—dann saß man fest für immer.

Am nächsten Morgen war das schönste Wetter, da konnte man sich alles anschauen. O weh, wo war man hingekommen!

Als wir uns dann die Umgebung besahen, fanden wir alles erklärlich. Wir hatten wohl meist festen Boden unter den Füßen gehabt, nur immer über Kanäle setzen müssen — hinter diesen Felsen aber lag ein offenes Wasserbassin, unübersehbar, einfach das freie Meer. Und zur Zeit der Springflut hatte auch diese Bucht dazugehört, in der jetzt der Dampfer so gut wie auf dem Trockenen lag.

Hoffnungslos festgerannt! Ach, wie kann man da überhaupt noch von „hoffnungslos“ sprechen. Wenn ein Schloß am Meere durch einen Bergrutsch ins Wasser plumpst, dann liegt es eben drin, da kann man doch auch nicht „hoffnungslos“ sagen.

Also die nötigen Boote zu Wasser gebracht und davongerudert, um sich als Schiffbrüchige aufnehmen zu lassen.—

So hatte Emil Gustav Reinhold Hämmerlein berichtet, nur ausführlicher, sachlicher, viele Einzelheiten schildernd.

„Ja und Sie?“ fragte die Patronin.

„Ich bin hier zurückgeblieben.“

„Weshalb denn?“

Wieder wurde das Männchen etwas verlegen oder sogar sehr, es errötete wie ein kleines Mädchen.

„Ich—ich—wollte nicht mit—der Kapitän redete mir immer zu, aber ich wollte nicht—die Leute wollten mich mit Gewalt mitnehmen—da versteckte ich mich—man fand mich—ich sagte dem Kapitän, daß ich nicht mitkönnte—und da—da—gab er es auf. Da bin ich hier zurückgeblieben.“

„Ja weshalb denn nur?“

„Weil—weil—ich bin Orgelbauer—die ARKADIA hatte in Amsterdam eine Orgel mitgenommen—für Guayaquil—oder vielmehr für Quito—ich sollte sie dort montieren—“

Die Patronin blickte auf das Instrument, dem er solch wunderbare, mächtige Töne entlockt hatte.

„Dort die Orgel?“

„O nein. Das ist ein Clavicembalo. Nein, unten liegt eine Orgel verpackt—mit—mit 5000 Pfeifen und 64 Registern—sie ist für Quito bestimmt, für die neue Kirche—und—und—ich habe sie selber gebaut—mit meinem Vater—schon—schon mein Großvater hat daran gebaut—und—und—ich kann doch meine Orgel nicht im Stich lassen—“

Schüchtern und verlegen hatte es das Männchen, das erst so fließend sprechen konnte, hervorgestammelt, mit demütigem Lächeln immer wie um Entschuldigung bittend, daß es überhaupt geboren war.

Und da plötzlich ging mir eine Ahnung auf!

Da aber mußte ich erst einmal das Examen übernehmen.

„Was kostet die Orgel?“

„10.000 Pesos.“

„Das sind rund 40.000 Mark. Ist das schon bezahlt?“

„Ei freilich, das mußte im voraus bezahlt werden.“

„Ist die Orgel Ihr Eigentum?“

„O nein,“ erklang es noch verschämter, „ich—ich bin doch nur Angestellter bei Godfroys, sollte die Orgel doch nur in Quito montieren.“

„Sie haben keinen Anteil daran?“

„Was denn für einen Anteil? Ich—werde doch für diese Arbeit sehr gut bezahlt—“

„Sie sind nun schon sieben Wochen hier auf dem Wrack?“

„Ja, sieben Wochen werden's nun schon sein.“

„Ganz allein?“

„Ja, aber—aber—“

„Aber was?“

„Ich habe doch genug zu essen—“

„Werden Sie abgeholt?“

„Abgeholt? Nei—nein—ich glaube nicht—“

„Hat Ihnen der Kapitän vielleicht gesagt, daß Sie abgeholt werden—Sie und natürlich erst recht die Orgel.“

„Nei—nein—der Kapitän hat mir gleich gesagt, daß hier niemand wieder herkommt—weil—weil—doch alles versichert ist, die Orgel doch natürlich auch—und—und—wenn ich wollte, dann könnte ich ja hier bleiben—aber—aber—für mich tun könnte er nichts mehr—“

Ich will hier gleich etwas erledigen, was doch einmal erwähnt werden muß, zumal es für uns noch eine so große Rolle spielen sollte: das Bergen von herrenlosem Seegut und das Versichern von Schiff und Ladung.

Was herrenloses Seegut betrifft, so sieht es in der Welt noch viel romantischer aus, als ich es jemals in einer phantastischen Erzählung gelesen habe. Ungeheure Schätze harren überall nur des Abholens.

Nach der letzten Statistik gehen jährlich von europäischen und amerikanischen Seeschiffen durchschnittlich 246 Dampfer und 772 Segler verloren, meist durch Strandung. Der Wert der Ladung beträgt rund 2 Milliarden Mark.

Also jährlich! Das häuft sich doch immer mehr an! Und die meisten Schiffe liegen als Wrack irgendwo am Strand.

Na nun fährt mal hin und holt die Millionen ab! In Gestalt von Waren der verschiedensten Art, die doch nur zum kleinsten Teil ganz unbrauchbar werden.

Wenn ein Dampfer von 3000 Tonnen seinen Bauch mit brasilianischem Kaffee gefüllt hat— good average Santos, die billigste Sorte—so entspricht das nach heutigem Marktpreis einem Werte von genau 2 Millionen Mark, indem 100 Kilo im Speicher von Santos 66 Mark 50 Pfennig kosten. Das Pfund 33 Pfennig. Bei uns ist er beim Kaufen freilich teurer.

Der Dampfer liegt als Wrack an der Küste Argentiniens fest und sicher zwischen den Klippen, er wird noch nach Jahrzehnten so daliegen, jeder kann hinfahren und sich die Kaffeesäcke abholen.

Ich fahre mein eigenes Schiff, bin in Sydney, will nach San Francisco. Die Versicherung für Schiff und Ladung wird immer von Fall zu Fall, von Hafen zu Hafen abgeschlossen. Über die Höhe der Versicherungsprämie ist absolut nichts zu sagen. Weshalb nicht, werde ich später erklären.

Ich habe mein Schiff in möglichst kürzester Zeit—ich gebrauche diesen doppelten Superlativ mit Absicht—von Sydney nach San Francisco zu bringen. Unterwegs sehe ich an einer Koralleninsel ein großes Wrack. Was geht mich das Wrack an? Ich habe mein Schiff nach San Francisco zu bringen. Aber es reizt mich, ich untersuche es. Es ist nichts des Mitnehmens wert, oder das Ausladen ist zu beschwerlich. Ich fahre weiter. Mein Aufenthalt dort hat nur zwei Stunden gewährt. Natürlich muß das ins Logbuch, ins Schiffsjournal eingetragen werden. Da steht jedes Wörtchen unter Eid. Vertusche ich nur eine Minute und es wird mir nachgewiesen, dann komm ich ins Zuchthaus.

Vor San Francisco wird mein Schiff gerammt, es geht unter.

Ich bekomme keinen Pfennig Versicherung ausbezahlt!

Weshalb nicht?

„Ja. siehst Du, wenn Du Dich dort unten nicht zwei Stunden bei dem Wrack aufgehalten hättest, dann wärest Du zwei Stunden eher hier gewesen, wärest also nicht gerammt worden. Was hattest Du Dich denn bei dem Wrack aufzuhalten?“

So ist es!

Man wirft mit der Wurst nach dem Schinken.

Nun könnte man ja sagen, wenn mir später nichts passiert wäre, hätte ich mich dort nicht zwei Stunden aufgehalten, dann wäre ich vor San Francisco gerammt worden. Ganz schön und gut, solch eine starke Glaubensfrömmigkeit, solch ein Glauben an das Walten einer göttlichen Vorsehung—aber mit so etwas läßt sich die Geschäftswelt nicht ein. Nur das Resultat entscheidet. Ich habe mich zwei Stunden unnütz dort aufgehalten—Schiff und Ladung und bezahlte Versicherungsprämie sind futsch!

So, nun fährt einmal hin und nehmt Wracks aus! Das kann man nur mit unversichertem Schiffe. Dann wirft man aber doch erst recht mit der Wurst nach dem Schinken!

Etwas anderes ist der Beistand in Seenot. Aber das ist doch auch ganz, ganz anders, als man sich das gewöhnlich vorstellt. Man glaube nur nicht etwa, daß das allein so aus christlicher Nächstenliebe geschieht. Wohl geschehen auf See jeden Tag Heldentaten, von denen die übrige Welt nichts erfährt—aber berappt muß alles werden! Das heißt der Reederei, der das helfende Schiff gehört. Zeit ist Geld, jede Stunde, die man bei der Rettungsarbeit versäumt hat, muß be-

zahlt werden. Und bei den großen Passagierdampfern geht das in die Tausende pro Stunde! Das wird genau auskalkuliert und einem Schiedsgericht vorgelegt.

Es gibt Seeversicherungsgesellschaften, aber der Hauptsache nach versichern die Reeder unter sich auf Gegenseitigkeit, national und auch international. Der Verlust wird also gemeinschaftlich getragen, es wird jährlich abgerechnet. Das geht prozentual nach der Tonnage. War der verlorene Kaffeedampfer mit drei Millionen Mark versichert gewesen, mein Schiff hätte tausend Tonnen, so wäre ich, wenn Deutschland drei Millionen Tonnen auf hoher See schwimmen hätte, was auch so ziemlich stimmt, mit tausend Mark an jenem Verluste beteiligt. Ginge also einmal ein Jahr gar kein Schiff unter, käme keine Havarie vor, so hätte auch niemand etwas zu bezahlen, und Schiff und Ladung wäre dennoch versichert.

Außerdem nun: herrenlos ist Strand- und sogenanntes freies Seegut überhaupt nicht. Es gehört immer noch dem Besitzer, mag es auf einsamer Klippe auch so lange liegen wie es will. Dem bergenden Schiffe gehört nur der dritte Teil des Wertes, es kann diesen behalten oder weiter verkaufen, der Besitzer hat das Recht des Verkaufs.

Von diesem Drittel, also vom ganzen Bergegeld, erhält die Hälfte der Reeder, ein Viertel der Kapitän, das letzte Viertel wird unter die Mannschaft prozentual nach der Höhe ihrer Heuer verteilt.

Über diese Art der Verteilung wird in Seemannskreisen, das heißt in den unteren, viel geschimpft. Es wäre die größte Ungerechtigkeit. Wie kommt die Reederei dazu, die ganze Hälfte einzustecken? Die Matrosen sind es doch, die ihr Leben riskieren und sich beim Umladen plagen müssen.

Ich habe eine stark demokratische Ader, aber ich kann da kein Unrecht erblicken. Die Reederei riskiert bei so etwas ihr ganzes Schiff, denn mißlingt es, dann erhält sie nicht die Versicherung. Und der Kapitän riskiert sein Patent, deshalb ist ihm ein ganzes Viertel recht wohl zu gönnen. Steuerleute und Matrosen aber riskieren nichts, nur ihre Knochen, die haben sie sowieso jeden Tag einzusetzen, dafür werden sie bezahlt, sonst müssen sie eben zu Hause hinterm Ofen bleiben, und wenn dann jeder tausend oder auch nur hundert Mark bekommt, so kann er recht wohl damit zufrieden sein.—

Also dieser Dampfer hier war samt seiner Ladung—einfach hops!

Wegen der Bleirohre kam kein anderes Schiff in diese Klippengegend. Oder dann hätte man auch den Eisenkasten in Trümmer schlagen können, um die Eisenspannen mitzunehmen und sie anderswo wieder zusammenzuleimen. Und dasselbe galt von der Orgel. Die war mit 2000 Pfund Sterling versichert, die Kirchengemeinde von Quito erhielt sie ausbezahlt, und damit basta!

Und was hatte denn das alles in der Versicherung des Welthandels zu bedeuten? Genau soviel, als wenn ich hundert Mark in der Tasche habe, und ich verliere davon einen Groschen. Aufheben tue ich ihn ja, das stimmt. Aber ist er in eine Schlucht gefallen, so klettere ich deshalb doch nicht etwa hinab, riskiere meinen Hals, und hat er sich in einer Dielenritze verkrümelte, so reiße ich deswegen doch nicht den Fußboden auf. Genau dasselbe Verhältnis lag hier vor.

Das war es, was ich hier des längeren habe ausführen müssen, wofür ich um Entschuldigung bitte. Viel lieber hätte ich ja einfach gesagt, wir hätten ein Wrack gefunden und alles eingesackt, und dann wären wir so weiter auf die Wracksuche gegangen. So wäre es vielleicht auch von anderer Seite erzählt worden. Ich aber kann das nicht, weil ich mich sonst in Unmöglichkeiten bewe-

gen würde, jeder Seemann oder sonstige Sachverständige, der es liest, würde mich ja auslachen.

Und das alles wußte auch die Patrona ganz genau. Sie konnte einmal Fensterchen statt Bollaugen sagen, aber gerade in solchen Seeverhältnissen wußte sie, wie ich schon einmal gemerkt hatte, vielleicht noch besser Bescheid wie ich, das hatte die theoretisch studiert. Die internationalen Bestimmungen über das Bergen, und was damit zusammenhängt, umfassen eine recht stattliche Bibliothek.

„Der Kapitän hat Ihnen nicht gesagt, daß Sie von hier abgeholt würden?“ wiederholte auch die Patronin noch einmal meine Frage.

„Nein. Melden wollte er es ja, das mußte doch auch ins Journal geschrieben werden, daß ich hier allein zurückbliebe, aber—aber—Hoffnung könnte er mir nicht machen.“

„Ja wie lange wollten Sie denn da hier bleiben?“

„Nun bis—bis—ach, ich habe ja so viel zu essen hier—und auch Trinkwasser—und dann regnet’s doch auch einmal, da fange ich Wasser auf—“

„Sie wären wegen Ihrer Orgel einfach bis an Ihr Lebensende hier geblieben.“

„Ja—ja—ich kann doch meine Orgel nicht im Stich lassen—“

Hilffelehend wanderten die schönen, braunen Kinderaugen im Kreise herum.

Der glaubte nämlich, wir verstünden ihn nicht, und es uns begreiflich zu machen, darauf verzichtete er von vornherein.

Und wir verstanden ihn doch so gut, so gut! Wenigstens die Patronin und ich. Wahrscheinlich auch der Peitschenmüller, der blickte auch mit so eigen tümlichen Augen auf das kleine bucklige Männchen. Von Simson war das ja nicht zu verlangen, noch weniger von Mister Tabak.

Hut ab!

Wir standen hier vor einem Helden!

Es gibt Helden des Schlachtfeldes, es gibt Helden und noch mehr Heldinnen am Krankenbett. Es gibt Helden der Kunst, der Wissenschaft, der Arbeit. Es gibt aber auch Helden, deren Heldentum sich überhaupt gar nicht klassifizieren läßt. Helden irgend eines Ideals.

Solche einen Helden hatten wir hier vor uns, einen ganzen Helden vom Scheitel bis zur Sohle.

Wir sagten ihm aber keine Komplimente, wir fingen von etwas anderem an, ließen uns noch näheres berichten.

Dann besichtigten wir das Schiff, stiegen in den Laderaum.

„Hier ist die Orgel.“

Alles in handlichen Kisten verpackt, gut verstaut, nichts beschädigt.

Sinnend stand die Patronin davor.

„Ist da auch wirklich alles vorhanden, was dazu gehört, Herr Hämmerlein?“

Alles, alles vorhanden, bis zum letzten Stiftchen, konnte dieser versichern.

„Der Blasebalg?“

„Das ist jetzt eine Rotationspumpe, ein Gebläse. Dort ist es verpackt. Für Motor- oder auch für Handbetrieb.“

„Waffenmeister, ich habe eine Idee!“ wendete sie sich dann hastig an mich.

„Ich weiß schon, was für eine!“ lächelte ich.

„Was wäre das für eine?“

„Sie lassen sich die Orgel in Ihr Schiff einbauen.“

„Himmel noch einmal—Herr Hämmerlein, wäre das möglich?!“

Da plötzlich begannen die großen, braunen Augen noch mehr zu leuchten, als sie es immer schon taten.

„Sie haben ein Schiff?“

„Mein eigenes Schiff.“

„Wie groß?“

„Noch größer als dieses.“

„Ach, so groß brauchte es gar nicht zu sein—und ich habe schon einmal daran gedacht—wenn ich meine Orgel in solch ein Schiff einbauen könnte—und dann weit draußen auf dem einsamen Meere spielen—wie das klingen müßte—“

„Könnte? Es ist nicht möglich?“

„Sicher, warum denn nicht? Soviel Platz wird doch dazu gefunden werden, und das ist dann ja etwas ganz anderes als in der Kirche, da käme es gar nicht so auf die Berechnung der Akustik an, ich würde die Pfeifen sogar mit Absicht auf die verschiedensten, weit entfernten Räume verteilen, die langen Grundbässe würde ich in die Ventilationsröhren einbauen—“

„Halt, halt, halt!“ unterbrach ich. „Frau Neubert, Sie können diese Orgel mitnehmen und können, wenn sie 40.000 Mark kostet, von dem Besitzer oder von dem Versicherer 13.333 Mark 35 Pfennige dafür verlangen. Wird Ihnen das nicht für die Rückgabe bezahlt, so können Sie die Orgel verkaufen oder verauktionieren lassen und von dem Erlös die Ihnen zufallende Summe abziehen. Aber Sie können die Orgel nicht anektieren, der rechtmäßige Besitzer kann sie natürlich zurückfordern—“

„Aber das tun die Quitaner nicht!“ fiel mir das Männchen ins Wort.

„Nein?!“ rief die Patronin.

„Nein, die sind froh, wenn sie die Orgel wieder los sind. Diese Quitaner haben sich wie—wie—wie die kleinen Kinder benommen, die Weihnachten nicht erwarten können. Erst haben sie jeden Tag telegraphiert, ob die Orgel denn noch nicht fertig wäre, als sie kaum den Auftrag gegeben hatten, und zuletzt, wie sie schon eingepackt wurde, wollten sie die Bestellung rückgängig machen, sie hätten sich nun schon für ihre Kirche eine fertige Orgel gekauft, die würde schon montiert. Aber bei dem alten Godfroy gibt es so etwas nicht, der schickte seine Orgel ruhig hin, mich zum Aufbauen mit—“

„Genug, genug!“ jauchzte da die Patronin auf. „Die Orgel ist mir! Ja, Herr Hämmerlein—ich brauche doch nicht erst zu fragen, ob Sie auch Orgel spielen können—würden Sie die Orgel in mein Schiff bauen und mit mir kommen?“

„Auf Ihr Schiff?“ bekam das Männchen noch einmal immer größere Augen.

„Es liegt nicht weit von hier. Eine Privatyacht, wenn auch größer als dieser Dampfer hier. Ursprünglich eine Kriegsfregatte. Wir fahren in der ganzen Welt herum, nur zu unserem Vergnügen, und wo es uns auf dem einsamen Meere am besten gefällt, da bleiben wir liegen, so lange es uns beliebt. Wollen Sie mitkommen? Können Sie es oder sind Sie gebunden?“

„Ich bin ganz frei. Ach ja—ja—wenn ich das dürfte—mit meiner Orgel auf solch einem Schiffe—“

„Vorwärts, die Orgel wird abgeholt!“—

Nur noch eine kurze Besprechung, und es war entschieden, wie es gemacht wurde.

Juba Riata blieb mit Hämmerlein hier, wir anderen begaben uns zu dem Schiff zurück, mit uns die Patronin—die zwar lieber hier geblieben wäre—hauptsächlich deshalb, um mit dem Kapitän zu sprechen, ob das Schiff nicht vielleicht noch näher herangeholt werden könnte. Ich hielt dies nicht für gut, wir wollten Gott danken, daß wir das unversicherte Schiff glücklich in einer geschützten Bucht liegen hatten, wollte aber da kein Wort dazwischen reden.

So rückten wir im Eilmarsch wieder ab. Und wenn nun jetzt ein anderes Schiff kam und von dem Wrack Besitz ergriff? Für diesen Fall hatte die Patronin erst ein Schriftstück aufgesetzt, von uns als Zeugen unterschrieben; Juba Riata behielt es. Gegenwärtig war sie Besitzerin dieses Wracks, nur daß auch der einzige noch an Bord vorhandene Passagier einiges Anrecht darauf hatte. kamen jetzt andere Menschen und wollten Besitz von dem Wrack ergreifen, so begingen sie Hausfriedensbruch, konnten mit Waffengewalt zurückgetrieben werden.

Und wie lange währte dieses Recht für uns oder vielmehr für den Besitzer des Schiffes, zu dem wir gehörten, in dessen Brot und Lohn wir standen? Dafür gibt es eine ganz verzwickte mathematische Formel.

Ich habe schon gesagt, daß die Paragraphen über das Bergungsrecht eine stattliche Bibliothek ausfüllen. Für den, der nichts damit zu tun hat, erscheint das als eine schauerhafte Umständlichkeit. In Wirklichkeit ist nichts so klar und präzise als dieses internationale Bergungsrecht. Da kann keine Streitfrage mehr aufgeworfen werden. Es ist bedacht worden, daß auf dem Wrack noch ein Kind geboren werden kann, als Kind des Kapitäns, eines Matrosen, eines Passagiers, eines Schiffbrüchigen, der erst unterwegs an Bord genommen worden ist—nach Paragraph soundsoviel hat dieses Kind soundsoviel Eigentumsrecht an dem Wrack. Man schließt manchmal Wetten, daß in dem Bergungsrecht dies und jenes vergessen sein müßte, an solch eine Kleinigkeit könne man doch nicht gedacht haben. Aber es ist nichts zu wollen.

Wieder zeigte sich Mister Tabak von einer anderen, staunenswerten Seite. Den Rückweg hätte ich schließlich auch gefunden. Aber nicht in fünf Stunden, wie der es fertig brachte. Wir waren ja bei dem Herweg viel im Zickzack gewandert, um immer die besten Übergänge über die Kanäle zu finden. Jetzt ging es immer gerade aus, und doch war es immer die denkbar günstigste Stelle, wo einmal das Segeltuchboot benutzt werden mußte. Gerade als ob dieser Eskimo hier zu Hause wäre.

Es war der Instinkt, den der Eskimo in den Schnee- und Eiswüsten seiner Heimat erworben hatte, und der ehemalige Harpunier hatte diesen Instinkt in der Waterstreet zu Neuyork nicht verloren. Ja, es war staunenswert, wie der uns führte, aber eben deshalb nicht zu schildern.

Wie wir die Matrosen unseres Schiffes erblickten, war es aber auch die höchste Zeit. Schon längst war es von Nordwesten her pechschwarz mit schwefelgelbem Saume heraufgezogen, in der Atmosphäre lag ein furchtbares Etwas, die Luft glich geschmolzenem Blei, war kaum noch zu atmen.

Trotzdem konnte die Patronin beim Anblick der Mastspitzen, denen sich bald auch der Rumpf zugesellte, noch jauchzen.

„Mein Schiff—ach, mein Schiff—und mein Volk!“ jauchzte sie auf.

Wir kamen näher. Die Umgebung des Schiffes hatte sich insofern etwas geändert, als dort am Strande ein mächtiger Holzstoß aufgebaut war. Es hatte uns schon immer an Brennholz gemangelt, um wenigstens das Kombüsenfeuer immer anzuzünden. Die Leute hatten unterdessen Bäume gefällt, sie zersägt und gespalten, eine recht schöne Pyramide aufgestapelt.

Jetzt begann es in der Ferne zu murren, gewetterleuchtet hatte es schon länger, ununterbrochen stand der Horizont, ohna daß noch ein richtiger Donner zu hören war, in Flammen, und das war gut für uns, denn wir hatten immer noch einige hundert Meter zu marschieren, und immer finsterer wurde es, wurde pechfinstere Nacht, jetzt nachmittags um drei. Ohne das Wetterleuchten hätten wir in dem schwierigen Terrain den Weg nicht finden können.

Und was hatten denn diese Matrosen?!

Sie waren am Ufer gestanden, nicht nur Matrosen, denn es waren wenigstens 50 Mann, also auch Heizer und andere, sämtlich—schon auf den Regenguß vorbereitet—in ihren wasserdichten Ölanzügen, den Südwester auf dem Kopfe—und wie sie uns kommen sahen, da stoben sie auseinander, aber doch alle mit ein und demselben Ziele, von allen Seiten das Schiff erklettert, das heißt sich über die Bordwand geschwungen, die Wanten erklommen, einige blieben in diesen hängen, andere kletterten wie die Eichkatzen noch höher, verteilten sich auf den untersten Rahen, aber immer nach dem Lande zu, uns zugekehrt, sie gruppierten sich—und da streckte Oskar, den ich an seinem roten Südwester erkannte, den Arm aus.

„Eins—zwei—“

Ich will es gleich erklären, ich muß es, wenn ich auch die Pointe vorweg nehme, aber es geht nicht anders, ich kann die Erklärung nicht erst hinterher bringen, dann bin ich nicht mehr fähig dazu.

„Na, Jungens,“ hatte die Patrona gesagt, als wir gestern früh abgerückt waren, „wenn wir zurückkommen, dann könnt Ihr mir vielleicht etwas anderes vorsingen.“

Sie hatte es gesagt, ohne sich irgend etwas dabei zu denken.

„Ay, ay, Patrona!“ hatte Oskar der Segelmacher zurückgelacht.

Der aber hatte sich etwas dabei gedacht, oder doch gleich, als wir fort gewesen, war ihm die Idee gekommen.

Der Bengel war musikalisch bis auf die Knochen, wenn auch ohne jede Ausbildung. Klavierspielen zum Beispiel konnte er ganz vortrefflich, ohne irgendeine Note zu kennen, und außerdem mußte ich bei seinem Spiel immer an einen wahnsinnigen Bären denken. So paukte er drauf los.

„Jungens, die soll uns nicht wieder verhöhniebeln, der wollen wir mal zeigen, was wir Salzwasserratten alles können, der wollen wir mal was vorsingen. Vorwärts, jetzt freßt mal jeder ein Stück Kreide und dann ein paar Schluck Schmieröl daraufgesetzt, so kann nämlich jeder Mensch ein Hofopernsänger werden, das ist meine eigene Erfindung.“

Und sie aßen Kreide und tranken Öl, nicht zu wenig, und dann nahm sie Oskar in die Dressur.

Was sollte gesungen werden? Etwas ganz Extraes mußte es sein.

Er hatte in seiner Kleiderkiste einen alten Lappen, ein in die Brüche gehendes Stück Papier, da drauf stand ein Gedicht, kein Name, von wem es war, keine Überschrift, das war schon abgefallen—aber Oskar hatte dieses Lied einmal von einem Männerchor singen hören — ein nordisches Herfahrtslied, aus uralter Germanenzeit, Wikinger ziehen aus, um sich eine neue Heimat zu suchen, auf tobendem Meere spähen sie nach Land—und die Melodie hatte Oskar noch im Ohr.

Jeder mußte es auswendig lernen, Oskar sang es vor und sang es immer wieder vor, spielte und spielte die Melodie auf einer Harmonika.

„Na los doch, Jungens, brüllt doch—brülle, Aujust, brülle—wenn Du den Text nicht kannst, Moritz, dann denkst Du einfach, Du hast eine Dynamitpatrone mit brennender Zünschnur in der Tasche stecken und brüllst vor Angst, das klingt auch ganz gut, so machen’s die Hofopernsänger alle—“

Und sie brüllten. Anderthalb Tag und vielleicht auch die halbe Nacht hatten sie es eingeübt, immer auf Ausguck stehend, daß wir nicht etwa kämen, und es wurde etwas daraus, es waren ja auch einige ganz gute Sänger darunter, die auch eine zweite Stimme konnten.



Und jetzt hingen sie im Ölrock und Südwest in den Wanten und standen auf den rahen, jeder auf seinem Platze, wie es einstudiert worden war.

Und da plötzlich sauste es heran in der Atmosphäre, noch finsterer wurde es, noch mächtiger flammte es am Horizont auf, die bleierne Glut aber verwandelte sich plötzlich in eine schier eisige Kälte.

Und da begannen dort oben mehr als 50 rauhe Seemannskehlen donernd zu brüllen, und dennoch war es eine jauchzende Musik:

*Und das war Olaf Trikvason,  
Fuhr übers Nordmeer hin,  
Zu suchen sich ein Königreich—.*

Und wie sie soweit sind, da plötzlich kracht und prasselt es vom Himmel herab, aus der schwarzen Wolke eine schneeweiße Wolke, haselnußgroße und noch größere Eisstücke — die dort oben lassen sich nicht beirren, die singen und brüllen weiter vom Olaf Trikvason und seiner germanischen Heldenschar— und da ein fürchterlich schmetternder Krach, eine Feuerschlange vom Himmel—und da plötzlich steht der große Holzhaufen in hellen Flammen—und ich stehe und starre und sehe plötzlich eine winterliche Eislandschaft, das ganze Schiff schon mit Eis überzogen, und dort oben in den Wanten und auf den Rahen die Wikinger, ihren Schlachtengesang brüllend,

Bis einer rief aus dem Volke:

Was erglänzt dort in schwarzer Wolke?

Schwer lehnte sich die Patronin auf meinen Arm und sie preßte ihn mit ihren feinen Fingerchen, daß es mich schmerzte.

„Georg—Georg—ist das nicht herrlich?!“

